

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	11 (1921)
Heft:	36
Artikel:	Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz
Autor:	H.B.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644526

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

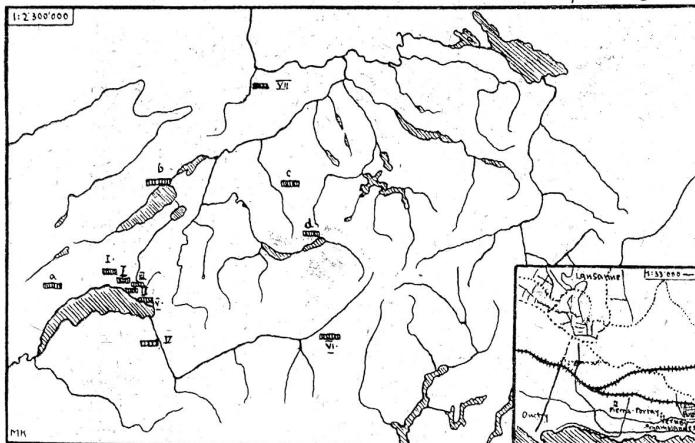
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die neolithischen Hockergräber der Schweiz.



Nötige zu verlangen und sich keinen Zwang anzutun; denn sie wisse ja, daß sie um diesen Preis nicht feil sei. Justine jedoch konnte in ihrem gesangenen Sinn nicht über die Frage hinwegkommen. Sie verfiel immer mehr in die frische Sucht nach Selbständigkeit, welche die Frauen dieser Zeit durchfiebert wegen der etwischen Unsicherheit, in welcher die Männer die Welt halten. Sie grübelte und brütete und entwarf zuletzt den Plan, anderwärts als Lehrerin ein Unterkommen zu suchen. Wenn sie dabei an die Hauptstadt mit ihren zahlreichen Schulanstalten dachte, so wirkte die stille Hoffnung mit, dort eher ihrem Manne wieder begegnen zu können als im Elternhause, wo jetzt härter über ihn geurteilt wurde, als früher, obwohl bekannt war, daß es ihm nun gut gehe.

Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so zögerte sie nicht, ihn auszuführen, und begab sich zu dem Pfarrer, um dessen Rat und Vermittlung zu finden. Erst auf dem Wege nach dem Pfarrhof fiel ihr ein und auf, daß der geistliche Herr, der sonst ein Freund des Hauses gewesen, seit dem Unfall, der es betroffen, nie mehr in demselben erschienen war, daß er auch niemandem gemangelt und niemand daran gedacht hatte, sich ihm mitzuteilen und seinen Trost zu hören.

Eine fröstelnde Empfindung durchschauerte sie, als sie ferner plötzlich bedachte, daß sie selber seit mehreren Monaten nicht mehr in der von ihr geschmückten Kirche gewesen sei. Sie stand still und suchte sich den seltsamen Zustand zurechtzulegen, aber es gelang ihr nicht in der Schnelligkeit. Umso rascher eilte sie wieder vorwärts, wie um Licht zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz.

Der uralten Sitte der Völker, ihre Toten der Mutter Erde zurückzugeben, auf daß dieser zurückgegeben sei, was sie geschaffen, verdankt die Urgeschichtsforschung ihr vornehmstes Studienmaterial. Denn in den alten Grabstätten finden sich gewöhnlich Beigaben wie Waffen, Geräte, Schmuck, die über die Kultur, der die Grabbewohner und ihre Angehörigen zugehörten, mehr oder weniger bereite Auskunft geben. Diese Funde werden nämlich auf das sorgfältigste untersucht, die Knochen von Anthropologen, die Artefakten (die von Menschenhand erstellten Gegenstände) vom Urgeschichts-

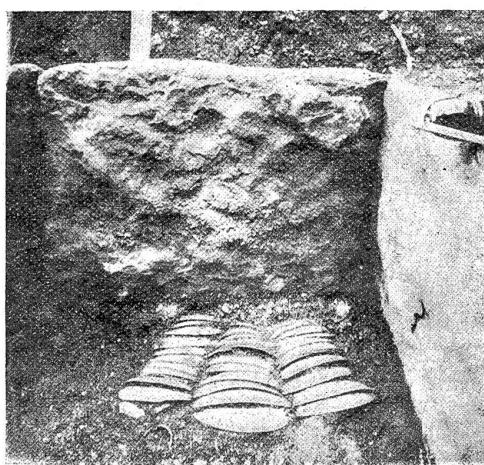
forscher selbst; sie werden gemessen, beschrieben, abgebildet, registriert und mit den Funden anderer Orte verglichen; Übereinstimmendes wird auf gleiche Linie gebracht; Schlüsse, die frühere Forscher gezogen, werden nachgeprüft, Lücken tunlichst ausgefüllt. So wird das Erkenntnisneß, in dem die Wahrheit in des Wortes tiefster Bedeutung eingefangen werden soll, immer dichter gestopft von den Gelehrten aller Welt.

Wie schwere und mühsame Arbeit diese Wahrheitssucher zu vollbringen haben, zeigt gerade das Beispiel der Hockergräber. Der bernische Archäologe Dr. O. Tschumi, Dozent der Urgeschichte an der Berner Hochschule, veröffentlichte kürzlich im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ eine zusammenfassende Darstellung über die steinzeitlichen Hockergräber der Schweiz, die einen interessanten Einblick gestattet in die Werkstätte des Urgeschichtsforschers. Wir legen die Arbeit Otto Tschumis unserem Aufsatz zugrunde.¹⁾

Unter Hockergrab versteht man ein — meist vorgeschichtliches — Grab, dessen Inhalt aus einem Skelett besteht, das deutlich die Hockerstellung zeigt. Oft sind zwei oder sogar mehrere solcher Hocker in einem Grabe zu finden. Die Grabbeigaben sind spärlich; wo sie vorliegen, geben sie nur Rätsel auf. Das Hockergrab als Ganzes ist ein großes Rätsel.

Weber hundert Fundorte sind der Forschung bekannt. Sie erstrecken sich über viele Länder der Erde. Relativ viele Hockergräber weist die Schweiz auf. Die folgenden Ortsnamen bezeichnen die schweizerischen Fundstellen: Pierra-Vortan (bei Lausanne), Pully-Berner (ebendort), Chamblades (östlich von Dugges), Lutry-Châtelard, Lutry-Montagny, Montreux-Châtelard, Collombey-Muraz, Glis (bei Brig), Visp (Baselland), Niederried (Brienzersee), Beurnevésin-Porrentrun, Yens (Waadt), Burgäschli (Kt. Solothurn), Schweizerbild (Schaffhausen) und St. Blaise. Der ergiebigste Fundort war Chamblades, wo die Gräber nach Hundertenzählten und in Gruppen von 5—7 Gräbern in je 10—20 m Entfernung untereinander angelegt waren.

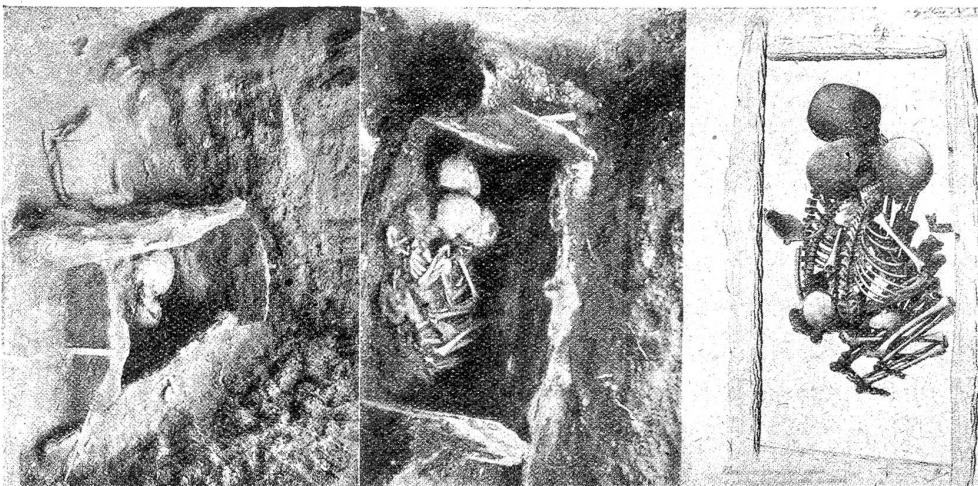
Die Form der Hockergräber ist fast durchwegs dieselbe. Aus vier aufrechtstehenden Steinplatten, die mit Riefeln seitlich gestützt sind, und einer Deckplatte ist eine Steinfläche von 1—1,2 m Länge und circa 50 cm Höhe und Breite erstellt. In diesem engen Grabraum konnten auch die der kleinen Urmenschenrasse angehörenden Toten nur in sitzender Stellung Platz finden. Die Gräber zeigten in der Regel die Richtung O—W, die Toten waren dem Sonnenaufgang zugekehrt.



Chamblades 1901. Grab 1. Anordnung der Eberzahnlamellen.

Urm. 1) Das Berner Gymnasium legt die verdienstvolle Arbeit als Broschüre seinem diesjährigen Jahresberichte bei und setzt damit in begrünswertester Weise die Reihe der alljährlichen wissenschaftlichen Beilagen, die durch den Krieg auf kurze Zeit unterbrochen war, fort. Ihr entstammen auch unsere Illustrationen; die Direktion des Schweiz. Landesmuseums stellte uns die Druckstücke dazu in gütiger Weise zur Verfügung.

Wie soll man sich nun diesen Brauch der Hockerbestattung erklären. Die Gelehrten stellten Theorien auf und verworfen sie wieder. So glaubten einige, daß die Hockerstellung eine sinnbildliche Ausgleichung des Toten an den Focetus darstellen sollte; der Tote kehrt in den Schoß der mütterlichen Erde zurück, die ihm das Leben wiedergeben soll. Andere wollten diese Bestattungsart auf das Bedürfnis des Urmenschen zurückführen, in ihren Begräbnisstätten den Raum zu sparen. Wieder andere deuteten die Hockerstellung als Schlafersstellung; wie der Verstorbene im Leben ge-ruht, so sollte er auch den ewigen Schlaf tun. Am glaubwürdigsten erscheint uns die Deutung — und sie wird auch von Dr. Tschumi festgehalten — daß man den Toten aus Furcht vor seiner Wiederkehr in die Stellung gepreßt, vielleicht gar geschnürt habe, aus der er nicht auftreten konnte, wenn er nachts als Vampyr die Seinen heimsuchen wollte. Die Sitte, die Leichen gefesselt zu bestatten, herrscht tatsächlich noch bei den Naturvölkern Australiens. Diese Deutung erklärt am zwanglosesten die Tatsache, daß die Hockerbestattung nicht bloß bei den paläolithischen, also ältern Steinzeit-Menschen vorkommt, sondern daß die Sitte auch in späteren Kulturperioden, vereinzelt bis in die Eisenzeit, geübt wurde, wie Gräberfunde beweisen. Die relative Seltenheit der Hockerbestattungen deutet darauf hin, daß es sich um eine Sitte handelt, die wohl nicht allgemein, sondern nur strichweise und vielleicht nur zeitweise geübt wurde. Doch glaubt Dr. Tschumi, davor warnen zu müssen, die Todesfurcht als die einzige Ursache der Hockerlage zu bezeichnen. Das gleichzeitige Auftreten der Hockerbestattung in verschiedenen weit-auseinanderliegenden Gegenden der Erde (in Europa und Afrika) macht es nach Tschumi wahrscheinlich, „daß in verschiedenen Ländern verschiedene Ursachen und Vorstellungen



Chamblaines. Grab 13.

einem jüngeren Individuum. Gelegentlich kam auch noch das Skelett eines Kindes in demselben Grabe vor. Man glaubt, daß es sich bei diesen Doppelbestattungen um die uralte grausame Sitte handle, dem verstorbenen Manne eine seiner Frauen und gelegentlich noch ein Kind lebend oder tot mit ins Grab zu geben. Das verschiedene Alter der Grabinsassen weist auf die sogenannte Totenhochzeit hin, bei der einem Junggesellen noch im Grabe eine Frau angetraut wurde; auch gab man ihm ein Kind bei, damit er im Tode noch besitze, was ihm im Leben hätte das Glück bringen sollen.

Bei einigen schweizerischen Hockergräbern kann man mit guten Gründen das Vorhandensein der Skelette mehrerer Individuen so erklären, daß Nachbestattung stattgefunden hat; die Knochenreste später Verstorbener wurden in ein altes Grab zu längst vermoderten Vorfahren gelegt. Solche Grabkisten können als die Vorläufer der Ossuarien angesehen werden, die in der Übergangszeit von der Stein- zur Bronzezeit vereinzelt auftreten.

Bei Kopfzerbrechen verursachte den Gelehrten die kleinen Stücklein gelben oder roten Oders (Rötel), die in vielen Gräbern als Totenbeigaben gefunden wurden. Vereinzelt entdeckte man an den Schädeln oder andern Knochen Spuren von Rotfärbung. Was haben diese Oderbeigabe und diese Färbung zu bedeuten? Eine ganze Literatur wurde über dieses eine Rätsel der Urgeschichtsforschung geschrieben. Als Resultat der Besprechung hält Tschumi folgendes fest: Die steinzeitlichen Völker bedienten sich des gelben und roten Oders zur Bemalung des Körpers, der Geräte und Waffen. Dieser Farbstoff war ihnen also im Leben ein unentbehrliches Gut. Und wie man den Toten Waffen, Schmuck, vielfach auch Speise und Trank mitgab, wahrscheinlich um sich vor ihrem Wiederkommen loszukaufen, so gab man ihnen auch die Oderstücke als Totenopfer mit ins Grab. Oder dann färbte man ihre Stirne mit Rötel und so kamen die rätselhaften roten Farbspuren auf die Schädel der Hocker.

Ähnlich muß es sich nach Tschumi verhalten mit den Kohlen- oder Aschebeigaben der Hockergräber. Man hat nachgewiesen, daß die paläolithischen Menschen ihre Toten auch in den Feuerherd einbetteten, vermutlich um sie auch im Tode nicht von dem Orte fernzuhalten, den sie als Lebende am meisten liebten. Später hat man geglaubt, sich durch eine Kohle- und Aschebeigabe von der Pflicht, den Toten an seiner Herdstelle zu bestatten, loslösen zu können; das Kohlenopfer wurde zur symbolischen Liebeshandlung, bekam also rituelle Bedeutung.

Die Völkerkunde, vertieft durch die Seelenkunde, bietet dem Urgeschichtsforscher in Fragen, wie die eben berührten, ohne Zweifel die sicherste Führung. Denn der Mensch bleibt



Chamblaines. Grab 12. Kindergrab.

zu diesem Ritus geführt haben.“ Tschumi kommt zum Schluß: „Eine absolute, allgemein gültige Erklärung gibt es wohl kaum.“

In sehr vielen Hockergräbern fanden sich zwei Skelette und zwar je eines von einem älteren männlichen und

doch zu allen Zeiten sich selbst gleich, im Guten und im Bösen. Er bleibt das abhängige Geschöpf, das den Tod fürchtet und das sich von der Dämonenfurcht auch heute noch Sitten und Gebräuche diktionieren lässt. Die Furcht vor der Wiederkehr der Toten wirkt bekanntlich bis zur Gegenwart in unserem Gefühlsleben als ein Geisteshauch unserer kleinen Ahnen aus der Urzeit nach. Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge darf füglich auch als verdienstliches Resultat der Urgeschichtsforschung gebucht werden, denn sie bringt uns mit Nachdruck zum Bewußtsein: homo sum!

H. B.

Wie Pfarrer J. J. Bischoff (1785–1864) in seinen neuen Wirkungskreis einzog.

(Aus seinen „Briefen an Springli“, mitgeteilt im „Neuen Berner Taschenbuch auf das Jahr 1921“.¹⁾

Im Jahre 1808 reiste der 23jährige Pfarrer J. J. Bischoff, nachdem er zwei Jahre Helfer des Pfarrers Stäpfer in Diezbach (Bruder des helvetischen Ministers) gewesen, ins Simmental hinauf, um in dessen oberster Gemeinde das ihm zuordinierte Pfarramt zu übernehmen. Der junge Seelsorger gehörte, wie man aus seinen Briefen ersieht, jenem idealgerichteten weichmütigen und glücklichen Geschlechte an, das noch sentimentalisch schwärmen, lange Freundschaftsbriebe schreiben und dem Leben in frohmütigem Genusse die schönsten Seiten abgewinnen konnte. Es ist die Zeit, da Überli und Lory ihre schönen idyllischen Landschaften komponierten. Ein Hauch dieses Geistes weht uns auch aus dem kleinen Bildchen entgegen, das wir auf Seite 433 mitzuveröffentlichen in der glücklichen Lage sind.²⁾

An der Lengg. Mittwochs d. 17ten Augusts. Abends spät. —

Da bin ich denn, lieber Springli, in dem Hause, welches nun doch, menschlichem Ansehen nach, wenigstens für einige Jahre mein Haus seyn wird! und Gottlob, daß ich einmahl da bin, daß der fixe Punkt einmal erreicht ist, zu dem ich nur durch so manche Schneckenstufen gelangen konnte! — Du würdest mich jetzt finden, wie an jenem Abende, da ich Dir den letzten Brief von Diesbach aus schrieb, mitten unter Kisten und Koffern verscharrt. Raum ist mein Wette zur Notth für diese Nacht eingerichtet, und sonst nichts von Hausrath im Zimmer, als ein Tischchen und ein Stuhl. Das ist ja aber genug zum Schlafen, und Dir noch vorher einen langen Brief zu schreiben, denn zum ersten habe ich noch gar keine Lust. Ich denke, ich erzähle Dir fein der Ordnung nach die Geschichte dieses Tages, der, obwohl leer von Abentüren, dennoch ein merkwürdiger Tag in der Geschichte meines Lebens seyn wird. — —

(Der Verfasser gibt auf den folgenden Blättern eine Schilderung seiner Reise durch das Niedersimmental, die wir hier raumessässer überspringen.)

... Da gings nun links ins Thal hinein, und ein gewisses, halbwehmütiges Gefühl ergriff mich, als ich dachte, „dort in jenen Bergen sollst du jetzt wohnen!“ — — Es war kein freundlicher Nachmittag, düster lagen die Berge umher, und immer drohte es uns, zu regnen, doch blieben wir damit verschont. — Bald waren wir an Schloß Blanckenburg vorbei, und näherten uns dem stattlichen, weißen Kirchturme von St. Stephan; diesen ließen wir rechts, und blieben immer auf dem rechten Ufer der Simmen; doch o weh! mit Schrecken bemerkte mein Küster, daß sein Gaul zwar nicht den ganzen Straus, aber doch den größten Theil der Blumen, die ihn ausmachten, herabgeschüttelt hatte! — ja so konnte es nicht gehn! er stieg beim nächsten Hause

ab, und bath ein Weib, das mehrere Blumenäsché unter dem Fenster stehn hatte, um Suffurs. Die gute Frau gab das Schönste her, obwohl sie nicht in meine Gemeine gehörte, und bald hatte der Gaul wieder einen prachtvollen Straus als vorher. — Nun gings weiter; schon längst hätten wir die Bergkette, welche hier die Grenze des Vaterlandes ausmacht, und den schönen Rawilgletscher sehn sollen; aber der Nebel, oder vielmehr die Wolken verbargen uns alles, wir sahen nichts als die tiefer liegenden, niedrigeren Berge und Hügel, und hinter diesen schien nur gar nichts mehr da zu seyn. Wir kamen an die Matten (ein Filial von St. Stephan) und da überredete ich meine Schwester, als wir von weitem die dortige Kapelle erblickten, das sei die Kirche an der Lengg. Das gute Mädchen glaubte mir arglos, doch fand sie die Kirche gar klein, als wir ihr näher kamen, und das Haus nebendran nicht schön für ein Pfarrhaus. Mein Siegrist merkte, und hielt, als wir dabei waren; meine Schwester wollte aussteigen, und ich freute mich, ihr mit Lachen sagen zu können, sie müßte sich entschließen, noch eine Stunde weiter zu fahren, denn an der Matten möchte ich auch nicht wohnen. — Endlich kamen wir an die March meiner Gemeine, mein ehrlicher Siegrist bemerkte mirs, zog dann ehrerbietig den Hut, und sagte: „jetzt wünsche ich, daß des Herrn Pfarrers Eintritt in unsre Gemeine zu einer glücklichen und von Gott gesegneten Stunde geschehen möge!“ — ich kann Dir nicht sagen, lieber Springli, wie sehr mich das rührte! — nie, nie werde ich diesen Wunsch des guten Siegrists vergessen, und mich jedes Mahl daran erinnern, wenn ich an der March vorbei komme. — „Das wolle Gott!“ antwortete ich, und hatte Mühe meine Thränen zurückzuhalten. Doch genug für jetzt! mein Brief wird sonst zu einem Buche: es ist ein Uhr nach Mitternacht, und ich habe mich endlich schlaftrig geschrieben.

Lengg, Donnerstags des 18. Augusts, Abends.

Man erblickt das Dorf Lengg erst wenn man kaum noch eine halbe Viertelstunde weit davon entfernt ist; endlich sahen wir den Kirchturm aus dem Gebüsch hervorragen und zugleich das Dach des Pfarrhauses, und freudig zeigte ichs meiner guten Schwester. Wir kamen dem Dorfe immer näher, und als wir beim ersten Hause des selben waren — piff! paff! paff! gings von allen Seiten, daß unser Gaul bald scheu geworden wäre. Es waren die Knaben des Dorfes, die dem neuen Pfarrer zu Ehren so wacker pülverten. Und sieh da, zu jedem Fenster hinaus schaute ein Kopf, und nicht weit von uns standen etwa ein Dutzend Männer in einer Reihe. „Das sind die Vorgesetzten!“ sagte mir der Siegrist, und klatschte wieder aus Leibeskräften (denn er stand einmahl in Basel in Garnison, und da mochte er sich das von den Postillionen gemerkt haben) — wirklich waren die sämtlichen Vorgesetzten in corpore, die sich in ihren dunkelblauen Festkleidern dahin gestellt hatten, mich zu empfangen; meist schöne, große Männer. Als wir bis zu ihnen gekommen waren, stieg ich ab, und gab jedem der Reihe nach die Hand. Der Gerichtsstatthalter bewillkommte mich im Namen aller mit einer Anrede, von der ich aber kein Wort mehr weiß, denn ich war viel zu gerührt, um recht darauf Achtung geben zu können; ich weiß auch nicht mehr, ob, und was ich darauf antwortete. Ich saß wieder auf, und als wir über die Dorfbrücke fuhren, erkönte eine neue Generalalouette. Anstatt den Weg hinter der Kirche noch hinauf zu fahren, wo viele Leute auf uns warteten, zog ichs vor, zu Füze über den Kirchhof zu gehn, der ans Pfarrhaus stößt. Innigst bewegt eilte ich auf das Haus zu, und kaum konnte ich mich enthalten zu weinen. Ein komischer Anblick hätte mich jedoch bald im nämlichen Momenten zu lachen gemacht: eine Menge Weiber und Kinder hatten sich auf die Kirchhofsmauer gestellt, um zu sehen, wie wir vorbeifahren würden; als wir nun hinter der Kirche durch ihnen in den Rücken fielen, kam ihnen das unerwartet, uns schon hier zu seyn; eine allgemeine Scheu kam unter

¹⁾ Man vergleiche unsere Besprechung im 2. Blatt.

²⁾ Vom Verlage des „Neuen Berner Taschenbuches“ A. J. Wyss Erben uns gütigst zur Verfügung gestellt! —